Die Stadt als Rettung

Autor(en): **Mönninger, Michael**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **84 (1997)**

Heft 3: **Haus und Stadt = La maison et la ville = House and city**

PDF erstellt am: **19.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-63559

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Stadt als Rettung

Die Global Cities und die Mega-Cities – diese zwei Typen von Riesenstädten vereinen die Pole im Kulturstreit um das Urbane: die Stadt als Unheil und als Rettung. Michael Mönninger widerspricht in seinem Beitrag allen apokalyptischen oder kulturpessimistischen Vorstellungen, welche die Zerstörung oder das Verschwinden des Urbanen prophezeien.

■ **Les «Global cities» et les «Mega-cities» – ces deux types de mégalopoles – rapprochent les pôles du conflit culturel qui touche à l'urbain: la ville malheur et la ville salut. Dans son article, Michael Mönninger contredit toutes les visions apocalyptiques ou culturo-pessimistes qui prophétisent la destruction ou la disparition de l'urbain.**

■ **Global cities and mega cities – two types of giant city – unite the opposite poles of the cultural debate about urban life: the city as a disaster, the city as a salvation. Michael Mönninger's contribution contradicts all the apocalyptic and culturally pessimistic predictions which prophesy the destruction or disappearance of urban life.**

Michael Mönninger
Geboren 1958 in Paderborn. Studium der Philosophie, Germanistik, Soziologie und Musik in Frankfurt. 1986–1994 Architekturkritiker der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung». 1994–1996 Kulturredaktor beim «Spiegel» in Hamburg, zuständig für Architektur und Städtebau, nun politischer Korrespondent bei der «Berliner Zeitung».

Als im 19. Jahrhundert in Europa die Befestigungsmauern geschleift wurden, sahen die Städte paradiesischen Zeiten entgegen. Befreit von der Enge der alten Bollwerke, so predigten die Modernisten aller Länder, sollten sich die Städte endlich in die Landschaft ausdehnen und jedem Bewohner der neuen Garten- und Trabantenstädte ein bisschen von jenem Freiraum geben, der zuvor nur den Adligen auf ihren Landsitzen vorbehalten gewesen war.

Den Traum von der Überwindung der Zentralstadt hegten in den zwanziger Jahren die grössten Geister. So entwickelte der Schweizer Kunsthistoriker und Architekturpropagandist Sigfried Giedion sein Konzept der raum-zeitlichen Stadterfahrung: Durch Dauermobilität verliere der Mensch jeden festen Bezugspunkt und bewege sich durch die Stadtlandschaften wie durch kubistische Kunstwerke. Und der grosse amerikanische Architekt Frank Lloyd Wright entwarf sein Gartenstadtmodell der endlos ausgedehnten «Broadacre City», deren Raum ebenfalls nur noch durch Bewegungszeit erfahrbar ist.

Solche Prophezeiungen klingen gerade heute überaus plausibel. Auf den westlichen Wohlstandsinseln ufern die Städte durch wachsende Wohnflächen und fortwährende Randwanderung und Zersiedlung immer mehr zu Stadtregionen aus. Tag für Tag werden in der Bundesrepublik 1,2 Quadratkilometer Freiraum mit neuen Strassen und Siedlungen bebaut. Aber noch entscheidender als diese privaten Ansprüche an neue Flächen und Wohnstandorte macht sich die ökonomische Globalisierung bemerkbar. Die Wirtschaft lagert ihre Produktionsstätten in alle Welt aus, so dass Standortfragen als überholt gelten.

Die beste Erklärung dafür hat der amerikanische Soziologe Robert Fishman von der Rutgers-Universität in New Jersey. Für ihn liegt das ganze Geheimnis der Stadtgeschichte in der Logik des Verkehrs begründet. «Weil früher der Transport langsam und kostspielig war», erklärt Fishman, «musste die traditionelle Stadt eben die Menschen und die Ressourcen an einem einzigen Punkt konzentrieren.» Im Zeitalter des Massenverkehrs dagegen könnten sich die Städte ohne jede räumliche Beschränkung ausdehnen. Zentren wie London, New York und Tokio hält Fishman für Auslaufmodelle, die eher dem Antwerpen des 16. Jahrhunderts als modernen Stadtlandschaften gleichen würden.

Dass Standorte keine Rolle mehr spielen und jede Zentrumsbildung überholt ist, entpuppt sich im weltweiten Vergleich allerdings als extrem westliche Perspektive. Und als eine ausgesprochen kulturbetonte zugleich, die nicht einmal die Stadtökonomie vor der eigenen Haustür berücksichtigt. Denn die räumliche Zerstreuung von Fabriken, Lagern, Zulieferern und Märkten täuscht darüber hinweg, dass gleichzeitig mit dem Verfall der alten Industriezentren neue internationale Kommandostellen des Kapitalmarktes und der Finanzindustrie entstanden sind. Diese Antwerpens des 21. Jahrhunderts haben heutige Stadtforscher noch gar nicht richtig in den Blick genommen.

Nimmt man den Sitz der fünfhundert grössten multinationalen Konzerne und Banken als Gradmesser, ist die gesamte Weltwirtschaft heute auf drei Orte konzentriert: New York, London und Tokio.

Von 1997 an wird auch Hongkong dazu zählen, weil dort der Wirtschaftsgigant China bereits sein gesamtes Steuerungspotential versammelt hat und dann endlich auch entfalten kann. Und diese Hitliste wird bald um ein weiteres Dutzend von Global Cities von Frankfurt am Main bis São Paulo wachsen.

In diesen Superzentren gibt es eine ungeheure Konzentration von Kapitalbesitz und Kontrollmacht. «Denn die Globalisierung der Ökonomie kann nur funktionieren», sagt die New Yorker Stadtforscherin Saskia Sassen von der Columbia-Universität, «wenn neue Ballungszentren mit ungeheurer Dichte entstehen.» Aber die Macht dieser Städte lässt sich nicht mehr allein an der Präsenz von Grossfirmen messen. Denn deren zunehmende ökonomische Zersplitterung in Unterfirmen, Beteiligungsgesellschaften und Share-Holding-Einheiten wird immer weniger überschaubar.

Für viel wichtiger hält Saskia Sassen die Untersuchung, wie diese Firmen ihre Macht und Kontrolle selber herstellen. Um die Aussenstellen und Absatzmärkte in aller Welt kontrollieren zu können, wächst in den sogenannten «Global Cities» neben den Firmenzentralen und Finanzdienstleistern eine neue städtische Industrie von Consulting-, Kontroll- und Informationsdiensten heran. Ihre Aufgabe ist das «long distance management», also die Fernbedienung der Weltwirtschaft. Zu diesen «producer services» zählen auch Werbeagenturen, Anwaltskanzleien, Softwarefirmen, Hotelketten, Transportunternehmen und unzählige andere nichtproduzierende Zulieferbetriebe, also Dienstleistungen für Dienstleister, deren Wertschöpfung mittlerweile höher ist als die der Industrieproduktion.

So bleiben, trotz aller räumlichen Zerstreuung, die Entscheidungszentralen in den Global Cities von der Grossstadt mit ihren hochqualifizierten Dienstleistern und verfügbaren Dienstboten unverändert abhängig. Selbst in ihrer Extremform liefert die Global City den Beleg für die These des französischen Philosophen Henri Lefebvre, dass Städte nicht nur Raum der Produktion und mithin ökonomisch bedingt, sondern auch selber Produzenten ihres eigenen Raumes sind. Damit meinte er nicht allein Bauwerke, sondern gesellschaftliche Räume, Sozialverbände, innovative Milieus und intellektuelle Atmosphäre, die es nur in Städten gibt.

Zwar weiten sich die peripheren Stadtlandschaften immer weiter aus. Aber dorthin werden meist nur niedere Dienstleister und Firmen entlassen, die konventionelle Standardprodukte für begrenzte Märkte herstellen. Alle Theorien von der Stadtauflösung durch die neuen Informations- und Kommunikationstechniken entpuppen sich angesichts der Global Cities als schlichtweg falsch.

Dieser Irrtum ist deshalb besonders gefährlich, weil die Global Cities ungeheure Gefahren bergen. Während früher die Städte von den Nationalstaaten abhingen, übernehmen heute die Städte deren Rolle als internationale Knotenpunkte der Handelsbeziehungen, ja, ihr Aufstieg ist direkt mit der Schwächung der Nationalstaaten verknüpft. Das bislang stabile Gleichgewicht eines multipolaren Städtesystems in Europa und Nordamerika wird zunehmend durch die Dominanz einzelner Städte bedroht, so dass ein Charakteristikum von Entwicklungsländern – die klare Vorrangstellung einer unipolaren Stadt – eines Tages auch für die Länder der Ersten Welt zutreffen könnte.

Die Wachstumsraten dieser Superzentren liegen mittlerweile weit über denen ihres jeweiligen Landes, weil sie ihren Aufstieg dem Verfall älterer Wirtschaftszentren verdanken. So wie New York über die einst mächtige Autokapitale Detroit triumphierte, so wurden die «Toyota City» Nagoya längst von Tokio und die Industrieregion rund um Manchester von London überflügelt. «Die Überprofite der Service-Industrien», sagt Saskia Sassen, «sind direkt mit dem Ruin traditioneller Produktionssektoren verknüpft.»

Mit dem Aufstieg hochbezahlter Dienstleistungsberufe – Anwälte, Banker, Programmierer – geht eine massive Abwertung anderer Beschäftigungszweige einher. Der Anteil miserabel bezahlter Service-Jobs ohne gewerkschaftliche Organisierung, von Reinigungsfirmen bis zu den sogenannten «Sweat-Shop»-Industrien im Hinterhof, wird immer grösser.

Deutlichstes Indiz dieser sozialen Polarisierung sieht die Stadtforscherin Sassen in dem grossstädtischen Phänomen des Kunstmarktes, der nur durch die Extremgehälter der Spitzenverdiener entstehen konnte. Demgegenüber werden grosse innerstädtische Gebiete von ethnischen Minderheiten in Besitz genommen und Schauplatz einer staatlich nicht mehr kontrollierbaren, informellen Schattenökonomie.

Die Globalisierung wird sich in nur wenigen Städten abspielen, weil die gigantische Komplexität der Wirtschaftsflüsse eine ebenso grosse Hierarchie der Zentralstellen erfordert und räumliche Zerstreuung das gesamte System gefährden würde. Deshalb fallen immer mehr Weltregionen aus diesen Wachstumsbranchen heraus. So warnt der amerikanische Stadtforscher Manuel Castells davor, dass die meisten Städte nicht mehr durch «soziale Ausbeutung», sondern durch «funktionale Irrelevanz» geschädigt werden: «Wir werden einen Tag sehen, an dem es ein Privileg sein wird, ausgebeutet zu werden, denn noch schlimmer als Ausbeutung ist, ignoriert zu werden.»

Aber nicht nur die Global Cities widersprechen den gängigen Theorien der Stadtauflösung. Nach über zweitausend Jahren Dominanz des abendländischen Stadtmodells sind vor allem die Riesenagglomerationen in Fernost und den Entwicklungsländern längst dabei, die vorherrschende Stadtform für das 21. Jahrhundert abzugeben. Solche Ballungsgebiete entstehen mehr als je zuvor durch eine Abstimmung mit den Füssen. Von 1950 bis heute ist in der Ersten Welt die Zahl der Grossstädte mit mehr als einer Million Einwohnern von 49 auf 112 angestiegen. Die Entwicklungsländer verzeichneten im gleichen Zeitraum ein explosives urbanes Wachstum von 34 auf 213 Millionenstädte. Und trotz aller Gefährdungen scheint sich dort unter weitaus schwierigeren Bedingungen ein stadtkulturelles Erbe zu erhalten, das die Bewohner der westlichen Industriestaaten mit vollen Händen zum Fenster hinauswerfen.

In einem anderen Sinne ist das, was Manuel Castells «funktionale Irrelevanz» nennt, für eine Gruppe von Stadtforschern an der New-York-Universität ein bevorzugtes Tätigkeitsfeld. Während sich die Stadtökonomen hauptsächlich mit der internationalen Wirtschaftskraft der Global Cities be-

schäftigen, untersuchen sie in den Riesenstädten vor allem der Dritten Welt ganz andere Produktivitäten. 1987 gründeten sie in New York das «Mega-Cities-Project», in dem mittlerweile 14 der weltweit 23 Mega-Städte mit über zehn Millionen Einwohnern organisiert sind.

Die privat finanzierte Organisation vertritt die provokante These, dass Riesenstädte wie Mexiko-City, São Paulo oder Kalkutta kein Betriebsunfall der Weltgeschichte sind, sondern die einzige Lebensform darstellen, die der explodierenden Bevölkerung in der Dritten Welt ein Minimum an Lebensstandard und Sicherheit geben kann. Das widerspricht nicht nur sämtlichen Prognosen über den Untergang der Monster-Cities, sondern auch der offiziellen Entwicklungshilfe, die weltweit nur knapp zwanzig Prozent ihrer Mittel für Grossstadtprojekte ausgibt.

Das grösste Hindernis der Mega-Cities sind die Vorurteile. «Die meisten Politiker und Planer glauben immer noch, dass das Landleben harmonisch und das Stadtleben gefährlich und ungesund sei», ärgert sich Janice Perlman in New York. Die Anthropologin ist Leiterin des Mega-Cities-Verbandes. 1968 hatte sie ein Jahr im Catacumba-Slum von Rio de Janeiro gearbeitet und ist seitdem überzeugt: «Die Riesenstädte haben genug Energie, Kreativität und Ressourcen, die aber nicht richtig genutzt werden.»

Das «Mega-Cities-Project» geht von der schlichten Tatsache aus, dass drei Fünftel der Landbevölkerung in der Dritten Welt vor allem deshalb in die Städte ausgewandert sind, weil sie dort immer noch bessere Ausbildungs- und Arbeitschancen, Nahrungsmittel und Gesundheitsvorsorge finden als auf dem Land. «Und je grösser die Stadt ist», sagt Janice Perlman, «desto grösser sind diese Vorteile.»

Über die Gründe der Landflucht – Mechanisierung der Landwirtschaft, ökologische Katastrophen oder Ungerechtigkeit der Bodenverteilung – wollen die Mega-Cities-Vertreter nicht lange spekulieren. Sie wissen nur, dass sämtliche grossen Stadtauflösungsprogramme – Maos Zwangsumsiedlung zu Beginn der sechziger Jahre von zwanzig Millionen Städtern auf das Land, Pol Pots Zerschlagung der kambodschanischen Städte – gescheitert sind, weil die Menschen schliesslich doch alle zurückkehrten.

Während Innovationen im globalen Konsumgüterbereich rasend schnell verbreitet werden, funktioniert dieser Marktmechanismus in der Stadtpolitik nicht. Durchschnittlich 25 Jahre vergehen, so hat Janice Perlman berechnet, bis neue Ideen der Stadtbewohner von den Regierungen aufgegriffen werden. Ein krasses Beispiel: Die wilden Siedlungen, Favelas und Shanty-Towns am Stadtrand der Mega-Cities wurden jahrzehntelang regelmässig von Bulldozern planiert, weil die zuständigen Politiker sie für menschenunwürdig hielten. Mittlerweile haben nicht nur die Vertreter des «Mega-Cities-Project» erkannt, dass die Hüttensiedlungen nicht das Problem, sondern die Lösung sind. Und jetzt kümmert sich sogar die Weltbank, die sonst nur Grossprojekte unterstützt, um diese Siedlungen: Zum ersten Mal gibt sie den wilden Siedlern von Kampung in Jakarta Geld, um sich ihren Flecken Land zu kaufen, und finanziert sogar den Strassenbau, die Wasserversorgung und die Müllabfuhr.

Immer mehr Stadtpolitiker erkennen, dass Mega-Cities nicht nur ein gewaltiges Potential für das alltägliche Krisenmanagement, sondern insgesamt die besten Chancen für einen sparsamen Umgang mit Ressourcen und Flächen bieten. Auch haben sie genügend Belege dafür gesammelt, dass das grösste Menschheitsrisiko der Zukunft, die Bevölkerungsexplosion, in Mega-Cities besser bewältigt werden kann, weil die Geburtenrate der Stadtbevölkerung in der Dritten Welt deutlich geringer ist als auf dem Land. Der Zuwachs durch Einwanderung in diese Städte ist doppelt so hoch wie durch Geburtenüberschuss.

Zudem ist seit 1970 ein deutlich langsameres Stadtwachstum festzustellen: Wuchsen die Megastädte von 1950 bis 1970 jährlich um fünf Prozent, so sind es 1980 bis 1990 noch drei Prozent gewesen. Laut UN-Prognose von 1980 sollte es bis zum Jahr 2000 insgesamt 58 Megastädte über fünf Millionen Einwohner geben, was in der Berechnung von 1987 auf 35 korrigiert wurde.

Ähnlich wie das «Mega-Cities-Project» hat das Worldwatch Institute in Washington bereits 1991 in einem weltweiten Ländervergleich die Ansatzpunkte umweltverträglicher Planungen zusammengefasst. Überraschenderweise geht daraus ein Ideal ökologisch und sozial vertretbarer Siedlungsformen hervor, das verblüffende Ähnlichkeit mit traditionellen vorindustriellen Städten im Abendland hat. Denn Flächenfrass, Verkehrschaos, Verschmutzung, Energieverschwendung und die damit verbundene Umweltzerstörung sind genuin städtische Probleme, die hauptsächlich von der Stadtauflösung und der Zersiedlung ganzer Landschaften herrühren.

Die dichte, kompakte Stadt, die ihre Räume und Ressourcen sparsam nutzt und ihre Verkehrs- und Menschenströme bündelt, erweist sich immer mehr als urbanistisches Zukunftsideal. Aber gerade die Erste Welt hat die grössten Schwierigkeiten, sich von der lebensgefährlichen Illusion zu verabschieden, dass es mit der gleichen Verteilung des Raumes und Reichtums in den aufgelösten Vorstadtlandschaften immer so weiter gehen könne. Dagegen wissen die Riesenstädte der Dritten Welt längst, dass die einzige Überlebenschance in der gleichmässigen Verteilung der Armut liegt – und das ist die objektive Ressourcenknappheit an Flächen und Rohstoffen, deren optimales Distributionsmittel eben die Grossstadt ist.

Allen modernistischen Hoffnungen von der Überwindung der Stadt zum Trotz verschwindet dieses Thema am Ende des 20. Jahrhunderts nicht von der Tagesordnung der Weltgeschichte, sondern taucht in zwei neuen Extremformen wieder auf. Global Cities und Mega-Cities vereinen die Pole im Kulturstreit über das Urbane: die Stadt als Unheil und die Stadt als Rettung. Das ist aber so alt wie die Erfindung der Stadt selber und zeigt, dass es jenseits davon ein Drittes nicht gibt. *M.M.*